

Hoffnung und Resilienz



Irgendwann treffen Fotos und Berichte bei mir ein, die ein wenig Trost und Hoffnung geben. Der Abzug der Besatzer wird als neuer „Tag der Befreiung“ in die Annalen des Dorfes eingehen. Die Menschen kriechen aus ihren Verstecken. Vater Alexander fährt von Haus zu Haus, tröstet, umarmt, bringt das Notwendigste. Das Bistum schickt eine Delegation mit Hilfsgütern.

Die Solidarität der nicht direkt betroffenen Nachbarorte ist groß. Die Zeiten, da man sich klaglos in alles schickte und auf „Hilfe von oben“ wartete, sind vorbei. Von einer Spendenaktion im Nachbardorf Gostroluchya können zerstörte Fenster ersetzt werden. Dächer werden abgedichtet, neue Türen eingesetzt, Mauerlöcher zugespachtelt.

Während der Besatzung war es den Bauern verboten, Saat auszubringen. Nun kommen Freiwillige, um bei der Feldarbeit zu helfen. Und natürlich sammle ich in Deutschland Spenden. Viele sind froh, wenigstens mit Geld helfen zu können.

Wenn ich ein Dorf erwartet hatte, das unter der Last seiner Traurigkeit zusammenbricht, so sehe ich mich getäuscht. Sicher, ich sehe und höre nur das, was veröffentlicht wird, und ich sehe nur einen ausgewählten Ausschnitt der Realität. Aber ich sehe Lehrerinnen, die Tag für Tag um eine schulische Normalität kämpfen, die versuchen, mit Festen, Tänzern, sportlichen Wettbewerben den Kindern nach Wochen der Todesangst Freude und Energie zurückzugeben. Neu im Lehrplan: Die Kinder von Peremoha müssen nun in der Schule lernen, wie sie sich bei verdächtigem Sprengstoff, Patronenresten oder verbrannten Autos verhalten sollen. Ich sehe die Feier der Osternacht in der zerstörten Kirche, und die mitgebrachten Körbe der Frauen sind wie immer gefüllt mit Paska, Eiern und Speck. Auf dem Video scheint mir, als sängen die Frauen mit ihren hellen Stimmen noch kräftiger als früher, aber das mag Imagination sein.

Als ich Vater Alexander gleich nach dem Abzug der Besatzer fragte, ob ich eine Spendenaktion für die Reparatur der Kirche starten sollte, winkte er ab. Es gäbe jetzt Wichtigeres; das habe Zeit bis nach dem Krieg. Sie würden erst mal nur das Nötigste flicken, und das könnten sie ohne Hilfe. Aber dann gab es eine private Spende, die direkt in die Gemeindekasse eingezahlt wurde. Um das Geld vor dem Wertverlust zu bewahren, packten die Gemeindemitglieder an, und inzwischen sind die Innenräume renoviert. Vater Alexander sagt: „Das Dorf war nie besonders religiös. Aber wir haben ein Sprichwort: Nach dem Sieg gehen wir zu Gott.“ Die Kirche ist so etwas wie das historische Gedächtnis des Ortes, wo die Menschen zusammenstehen, sich unterstützen, gemeinsam trauern, gemeinsam kämpfen.

....

Wie schaffen die das bloß? Woher kommt diese trotzige Resilienz, dieser unerschöpfliche ukrainische Optimismus?

Es gibt Schätzungen, dass zwischen 1914 und 1945 jeder zweite Mann und jede vierte Frau auf dem Territorium ukrainischer Gebiete starben. Das ist ein Drittel der Bevölkerung – genau die gleichen Verluste wie in Deutschland im Dreißigjährigen Krieg, als ein Drittel der Bevölkerung starb. Der US-Historiker Timothy Snyder bezeichnete die Länder zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer in den 1930er und 1940er Jahren als „Bloodlands“ mit dem höchsten, extremsten Maß an Gewalt. Und im Herzen dieser Gewalt befanden sich ukrainische Regionen. Vielleicht ist es diese jahrhundertelange Gewalt- und Überlebenserfahrung, die die besondere ukrainische Widerstandskraft ausmacht.

Resilienz bedeutet, sich nicht unterkriegen zu lassen. In der Ukraine gibt es aktuell zahllose Beispiele dafür, und es gibt sie auch in Peremoha, die vielen kleinen, alltäglichen Improvisationen und Freundlichkeiten.

Gruppen, die überleben wollen, entwickeln oft ihren eigenen Humor. Die „heiter hingegenommene Trauer“, die Carlo Schmid dem jüdischen Witz attestiert, finde ich auch in Peremoha. In der ersten Zoom-Konferenz direkt nach der Befreiung im April 2022 reißen die Frauen Witze über die Besatzer, die in ihrem Furor, ukrainische Kultur zu zerstören, sich mit einer Schere an „Wyschywankas“ abarbeiteten, den gestickten Traditionsblusen.

Peremoha hat wie die gesamte Ukraine Erfahrung mit Krisen, Terror, Hungersnot und Kriegen, und sie gehören in jede Familienerzählung. Zu diesen Erzählungen gehören aber auch die Erfahrungen, wie man Krisen und Verluste verwindet. Zu den Erzählungen der alten Dorfbewohner, wie sie damals, 1945, in der Asche den Speck wiederfanden, den sie vor ihrer Deportation noch schnell vergraben hatten, kommen jetzt die neuen Erzählungen: von der Babuschka, die nachts loszog und den betrunkenen Russen Munition entwendete; von den Festen, Tänzen und Gesängen, die man sich nicht nehmen lässt, jetzt erst recht nicht. Es gibt eine Geschichte der Resilienz, die von Generation zu Generation weitergegeben wird.

Auch die Menschen in Peremoha haben das totalitäre Erbe endgültig abgestreift. Dass man etwas aus Überzeugung tut und nicht, weil es befohlen oder bezahlt wird; dass man etwas macht, was in diesem Moment sonst keiner machen kann, unterscheidet sie von der heutigen autokratisch sozialisierten russländischen Gesellschaft. „Wir sind einfach leidgeprüfter. Wir hatten mehr Wechsel, mehr Schocks, wir waren nicht gut abgepolstert wie die Leute in Deutschland“, meint eine Freundin aus Kyjiw, die 2013/14 auf dem Maidan aktiv war. Und wenn Svetlana Kryvulska sagt, sie würden sonst verrückt werden, dann bestätigt sie, wie wichtig es gerade für Menschen in existentieller Not ist, nicht nur Hilfe zu empfangen, sondern auch Hilfe zu geben. Sich nützlich zu fühlen, lenkt von deprimierenden Gedanken ab, lässt das Leid der anderen besser ertragen, gibt Kraft.

....

Wir sind alle derzeit Zeugen der Geschichte, und der Ausgang ist ungewiss. Welche Entscheidungen und Einschätzungen die richtigen oder die falschen waren, wird erst die zukünftige Geschichtsforschung einordnen. Sie wird dann auch die Frage beantworten müssen: Warum können oder wollen so viele Weggefährten nicht sehen, nicht verstehen, was gerade passiert? Was macht sie so blind gegenüber einer aggressiven Diktatur? Warum gefallen sie sich in der Rolle „neutraler“ Mediatoren und erkennen nicht, dass sie selbst Teil der Beute sind?

Wird die Ukraine überleben? Sie ist als souveräner Staat, als Kultur nicht mehr vorgesehen in einem installierten Gewaltssystem, das seine eigene Ordnung durchsetzen will, indem es für Unordnung sorgt; in einem System, in dem auch der Zustand des Friedens kein erstrebenswerter ist. Gibt es dennoch Hoffnung? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass wir alle lernen können, was Hoffnung und Überlebenswillen bedeuten, von Peremoha, von der Ukraine.